



Aus Wiener Schreckenstagen.

Sätze aus der Revolutionszeit des Jahres 1848. Von Maria Antoinette von Markovics. (Schluß)

Die schrecklichsten Tage, welche die Einwohner Wiens durch die ganze Zeit der Revolution erlebt, waren un- freitig der 30. und 31. Oktober, ehe die Stadt kapitulirte. Gegen 3 Uhr Nachmittags begann das Bombardement, das das eroberte Militär nun eröffnete. Natürlich wurde die Kaiserliche Hofburg am meisten dem Feuer ausgesetzt. Gleich beim Beginn drang eine wüsthändige Kugel durch die Mauer des 4. Stockes ins Augustinerkloster. Eine zweite fiel auf das Dach und stürzte den großen Nachschub herab. Eine Granate zer- trümmerte 40 Fensterheben in dem Saale, den man zu einem Hospitalgeherichtet hat. Mäßig begann das Dach der Hofbibliothek zu brennen, endlich auch das Naturalienkabinett, dann stand das Augustinerkloster und die Kirche in Flammen; hier waren die Strägen, die Menschen in Todesangst — gegen 5 Uhr wurde durch eine Sturm- folonne das äußere Burgthor eingeschlagen und die Trup- pen besetzten die innere Stadt. Auf dem Wall nächst dem Burgthor wurden acht Kanonen erobert und endlich alles zu Gefangenen gemacht, was sich noch widersteht. Während ich selbst bei dem Bataillon Nassau für die Verbindung der Mannschaften Sorge trug, war der Polb, mein Mann, mit dem Bataillon Kaiser gegen den Gre- fensbach vorgedrungen. Die Nacht brach herein und ich hörte nichts von ihm. Es kamte gegen 11 Uhr ein- prächtliche Flammen fliegen vom Augustinerthurne auf und beleuchteten meistens die Umgegend. Die Glocken schloßen und endlich schlug die Kugel mit dem Kreuze herunter. Da trat ein Mobilgaribai an mich heran, klein- ger Gesicht und die Kleidungsstücke halb verbrannt und in Fetzen. Ich kannte ihn gut. Es war der Weininger- Franzl vom Brillantengrund, mein Jugendgehilfe, dessen Eltern neben den meinen ein Haus besaßen hatten. Er taumelte vor Schwäche und das Haar klebte ihm an der Stirne.

„Gib mir ein Glas Cognac — und dann komm mit, Rath. Es verlangt Einer nach Dir!“

„Jesus, Maria und Josef! der Polb!“ schrie ich auf. Der Weininger-Franz nickte und stürzte den Cognac herunter.

„Hör! Dir ein Herz, Rath! Wist ja ein halbes Soldatenweib.“ Ich hörte schon nichts mehr. In steigender Hast über- gab ich dem Statuer-Beizl, meinem Gehilfen, den Pro- viant, und eilte in die Nacht hinaus. Die Feuertheile des Brandes erstellte graulich die Straßen; da und dort war das Pfister aufgerissen, Meile von Barricaden ver- sperrten den Weg, hier ein lobtes Häuflein, die bei andern- dem Morgen verdiente Strafe fürchteten, brühten sich in alle Ecken. Zerstreut wohin das Auge blies.

„Zur Stadtburg!“ haite der Weininger-Franz gelagt. Verdächtig durch unsere Eile, waren wir wiederholt von Soldaten und Polizei angehalten worden; endlich kamen wir an. Auf einer Brücke des Reichstals lag, Kopf und Gliedmaßen verbunden, ein Mensch mit geschwunden und blauen Gesicht.

„Da“ — betete der Weininger und warf sich erschöpft in den nächsten Winkel. Von der Brücke her hörte ich meinen Namen von der geliebten Stimme, die in Tagen des Glückes meine Seligkeit ausgemacht. Jitternd eilte ich zu dem Lager. Geredete Stimmen! Mit zertrümmertem Schädel, ein Auge aus seiner Hülle geschlagen, den linken Fuß gebrochen, fand ich meinen Mann wieder, der in jugendlicher Kraft und Gesundheit mich Nachmittags ver- lassen. Aufschreckend sank ich bei dem Sterbenden nieder. Er starr mich liehlosend über den Scheitel.

„Wein! nicht, Rath! Es ruht nichts! Mußt's halt auch noch tragen, Du Arme! Schau, was sie aus unserm schönen Wien gemacht haben — ich wollt' besten löschen beim Palast vom Erzherzog Jozam — da hat mich ein brennender Balken erwischt! Sei weiter nichts, ich geh' halt ein bißl' früher zu unsern Vuben, mein Weibel.“

Es war noch nicht zwölf Uhr in der gräßlichen Nacht, da war die „Marlatender-Kathl“ — Witwe. Sie nahmen mir das kalte blutüberströmte Haupt der Leiche aus den Armen und brachten mich zur Wahn auf die Freiheit. Ich hab' zwanzig Jahre gebraucht, um den Schmerz um den Polb und die Kinder zu überwinden. Mein schwacher Körper hat dem nagenden Leid und der Erinnerung ge- trozt, nur manchmal fällt Thräne um Thräne mein über die Wangen. Dann weiß ich's selbst nicht, daß ich weine. Unser Wien ist größer und prachtvoller geworden und die jüngere Menschheit weiß nichts mehr von den Schrecken- stagen — mein altes Herz aber kann nicht vergessen, denn mich hat die Revolution von 1848 mein Lebensglück, meinen Mann und die Kinder getöset. —

Die alte Frau fuhr mit der runzligen Hand über die feuchten Wangen. Murrer, der Rater, schmeigte sich schmer- zend an ihre Hüfte und der Junz schwieg auf einmal. Un- gesehen stahl ich mich davon, habe aber die Marlatender- Kathl neulich aufgezeigt und von ihr das Ergänzende zu der damaligen Erzählung erhalten.

Aus der Sommerreise.

„Gothaus zum blauen Schild“, Dornborn bei Dorn- burg. Schön gelegenes Sommerlokal etc. Dieses in dem „Halle'schen Tageblatt“ von Zeit zu Zeit wie ein Planet wieder erscheinende Alerat war es, welches mich eines Abends, als ich eben mit dem Lesen der Zeitung zu Ende war, veranlaßt, für den nächsten Morgen mit Hut und Stab zurecht zu legen, um diesem „Edorado“ einen Be- such abzustatten. Mit dem früh um 5 Uhr 45 Minuten nach Thüringen abfahrenden Zuge entloh ich der alten Saalestadt, um stromaufwärts, erwartungsvoll, dem Ziele meiner Reise entgegenzueilen. Anfangs bot die in weiter Ebene sich erstreckende Gegend nur ein gleichförmiges Bild. Bald änderte es sich. In der Ferne, vom Horizont be- grenzt, zeigten sich graue Linien — das sind die Vorberge des Thüringer Hügellandes. Immer näher kommen sie, immer enger wird der Gesichtskreis; die Gegend wird zum lieblichen Thale, auf dessen Hängen der „Falerer“ wächst und — „Raumburg“ erblüht. Die Coucchur öffnet sich und herein steigt eine kleine Reise- gesellschaft von Herren und Damen — alte Bekannte aus der Provinz. Ein Händbrücken, ein Begrüßen und Freu- gen. Reiseziel — Dornburg-Dorndorf-Hoheladen. Das hätte sich fürwahr nicht schöner treffen können. Brauend fährt der Zug dahin, vorbei an der Hildesburg, an Saale durch die Kessener Pforte, — wir sind in Großheringen. Drüben auf der anderen Seite des Bahnhofes haart unser schon der Zug der „Saalbahn“, der uns weiter führen soll. Am linken Saalufer entlang windet sich der Schienen- weg durch ein liebliches Thal, dessen Abhänge theils mit Getreide bebaut, theils mit Laubwald bewachsen sind. Das liebe Thüringen — es ist doch ein eigenhümliches Land. In Großheringen betreten wir weimarischen Boden. Jetzt eilen wir durch die meiningische Grafschaft „Camburg“, deren Metropole uns mit dem alten, auf steiler Höhe ragenden Thurne begrüßt, und in wenig Minuten sind wir wieder „in Weimarischen“. Da — ein schriller Pfiff der Lokomotive, der von den gegenüberliegenden steilen Felsen zurückgeworfen wird und mehrfach in den angrenzenden Thälern verhallt. „Dornburg!“ rufen die Schaffner. Wir sind am Ziele unserer Reise. Vom Dorfe her, lustig im Morgenande flatternd, winkt uns die blaue Flagge des Hotels „Zum blauen Schild“, während die „Dornburg“, auf maßigem Felsen thronend, stolz auf uns hernieder schaut. Durch eine höhere bedekt, auf steinerem Unter- grund ruhende Brücke gelangen wir über die Saale und betreten das unmittelbar daran grenzende Gathhaus. Ein freundlicher Wirth, Herr Carl Geipel jun., eilte uns ent- gegen und führte uns in das schön gelegene Gartenlokal. Dasselbe bietet einen äußerst angenehmen, schattigen Aus- blick. Nicht minder angenehm sind die Speisezimmer. Das eine ist klassisch zu nennen. An der Wand hängen die Bilder von — Fritz Reuter und Müller v. der Berra, und blicken auf den alten Stammhain der einstigen aus- erlesenen Tafelrunde. Von dem 2 Stunden entfernten Jena aus war ja dies hier ihr beliebtester Ausflugsort. Während wir uns diesen Betrachtungen hingaben, war das Frühstück bereits vorber. Dasselbe war sehr gut und mundete uns vortrefflich. Dazu stärkten wir uns durch ein vorzügliches Glas Bier aus der gegenüberliegenden S. Schmeißer'schen Brauerei, eines nach der neuesten, in der eiden Kunst des Bierbrauens gemachten Erfahrungen ein- gerichteten Etablissementes.

Nun galt es, den ungefähren eine Stunde entfernten Aus- flugsort, die sogen. Höhenleben, aufzusuchen. Die Sonne brannte schon ziemlich heiß, als wir das Dorf ver- ließen. Nur allmählich steigt der Weg bergaufwärts, durch Gärten und Felder hindurchzuführen. Zahlreiche hübsche Ruheplätze veranlassen zur Rückschau auf das verlassene Thal. Je höher wir liegen, desto lieblicher wird die Aus- sicht auf das vor uns liegende Dorf, auf die Felsen, Wein- berge und Wälder ringsum, und das auf steiler Felsen- höhe uns gerade gegenüber liegende Städtchen Dornburg. Nur noch wenige Schritte und ein herrlicher Laubwald nimmt uns in seinen süßen erfrischenden Schatten auf. An den Bäumen angebrachte Tafeln bezeichnen den einzu- schlagenden Weg. Wir schreiten jetzt rüthig vorwärts und haben bald die „Sophienhöhe“ erreicht. Es ist dies ein auf halber Bergeshöhe liegender Aussichtspunkt, welchen der Verschönerungsverein in Dorndorf eingerichtet und mit den Wänten versehen hat. Er gewährt hohaus- und abwärts einen lieblichen Blick. Doch wir wenden uns zurück und bald umgibt uns wieder der prächtige Eichen- und Buchenwald. Noch eine halbstündige Wanderung durch denselben und wir sind am Ziele. Von der Uchting des Waldes her erblüht Selang. In schattigen Alleen steigt das Lied: „Wer hat dich, du schöne Wald, aufgebaut so hoch da droben.“ Die soeben abziehenden Sänger sind ja Landleute, Zöglinge der albertinischen schola portensis bei Köben, welche hierher einen Ausflug unternommen ha- ben. Inzwischen sind wir auf den freien Platz herange- treten. Primitive Holzbank laden zum Ruhen ein. Mehrere Waldwege laufen hier straßenartig zusammen, wäh- rend nach Westen hin der Rand des Platzes frei ist und fast senkrecht in das Thal fällt.

Hier bietet sich eine Aussicht auf das Saalthal, wie man sie überragender selten finden wird. Tief unten zu unseren Füßen liegt ruhig die Saale, wie ein silbernes Band durch das Grün der Wiesen in mannigfachen Wind- ungen sich hinziehend. Drüben am Fuße der gegenüber-

liegenden steilen Berge führt die gelbe Landstraße dahin, während in der Mitte brandend das „Dampftrö“ vorüber- eilt. Vor uns zur Rechten gegenüber liegt das Städt- chen Dornburg mit den drei großherzoglichen Schlössern, unten im Thale die Dörfer Nachshausen und Dorndorf, links im Vorbergrunde erblühen wir die alte Ruine der Saaleburg, weiter die Dörfer Gohmsdorf, Garmz, Kößfeld, Zwätzen, Kewegöbna und das Schloß Vorstendorf, im Hintergrunde Jena mit seinen Bergen und Thälern, wäh- rend die uns gerade gegenüberliegenden Hochgebirge das Schloßfeld vom Jahre 1806 tragen. Wir standen ganz unter dem Einbrude dessen, was unseren Blicken sich dar- bot. Mit dem Sänger lagen wir: „An der Saale hellen Strande stehen Burgen stolz und schön, ihre Dächer sind zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen. Wolken ziehen drüber hin,“ und verstanden es zugleich, wie jener Dichter sich zu dem Liebe begeistern konnte, dessen Text und Melodie gleich tiefstimmig empfunden sind. „Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale, die Mädchen im Städtchen, einst alles wie heut!“

„Einst und jetzt! Solchen Betrachtungen hatten wir uns hingegeben, als plötzlich der zu unseren Füßen vorbeieilende Eisenbahntraiun uns das „Einst“ vergeffen ließ und zugleich an die Rückkehr mahnte. Gestärkt und in gehobener Stim- mung langten wir wieder in unserem Hotel an, wo der treffliche Wirth uns alsbald zu einer reich besetzten Mit- tagestafel führte.

An derselben fanden sich inzwischen auch die im Dreie- weilenben Sommerfrischer ein. Es waren dies Familien aus Leipzig, Magdeburg, Berlin und Frankfurt a. O., welche fern vom Geräusch und dem Treiben der Großstadt in der ruhigen reinen Berg- und Waldesluft Erholung und Stärkung suchten und gewiß gefunden haben. Noch blieb uns für den Nachmittags Zeit genug übrig, um dem Städtchen Dornburg einen Besuch abzustatten. Auf dem Städtchen Stuten geht es den Berg hinauf, dessen Abhänge dicht mit Laubwald bedekt sind. Den nimmst uns so- gleich der prächtige Schloßgarten auf. Die Lustlich, die sich hier uns bietet, ist entzückend schön und lohnt reich- lich für die gehabte Mühe des Bergsteigens. Vor unseren Blicken erstreckt sich weithin der schöne „Lautenburger Forst“, den wir am Morgen zum Theil durchwanderten. Weiterhin nach rechts erstrecken sich in langer Linie die die hohen Berden, von denen die auf hohem Maße ragende Flagge zu uns herüberwinkt. Während hier der Berg in seiner ganzen Länge senkrecht zur Saale abfällt, steigt der- selbe nach links hin in seinen rebenumkränzten Abhängen allmählig in das Thal herab, durch welches sich das statt- liche Dorndorf hünzelt, auf das wir, gleichsam wie aus der Vogelschau, herniederblicken. Nicht minder anziehend ist die nähere Umgebung. Nächst dem schönen Schloß- garten ist es das mittlere der drei Schloßer, welches unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht: ein Renaissanceschaubau aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Auf wohl- gepflegten, schattigen Wegen gelangen wir zu dem schön- gelegenen Schloße, das unter Interesse besonders durch den über jenem Portale befindlichen Wers in Anspruch nimmt:

„Gaudet ingrodiens, laetatur et aede recedens, His qui praetereunt, det bona cuncta deus.“

Hier wandelte einst der Altmeyer Göthe. Nun, freun- digen Herzens und frohen Muthes zogen auch wir vor- über. Nach kurzer Wanderung durch das kleine freund- liche Städtchen ging es wieder abwärts zur Saale im Thale. Bald brauste „der Zug“ daher — ein Gruß der blauen Flagge und den grünen Wäldern und Bergen, und wir eilten der Heimath zu, angenehme Erinnerungen mit uns nehmend an einen schönen Tag in der Som- merfrische. E. Gr.

Zur Geschichte der Seeschlange.

[Nachdruck verboten.] L. — Ist's Sommer, so tauchen auch wohl hier und da jene Seewunder auf, die fast jäghlich in der „stillen Zeit“ gesehen werden, und deren Spuren man bis ins graue Alterthum verfolgen kann. Während in alter Zeit die Höhlen und Klüfte mit Drachen und Unwirmern, das Meer aber mit Sirenen, Leviathanen und wie die Ungeheuer alle heißen, belebt wurden, traten in späterer Zeit die Pholonen, Meerkrähe, Meerindornen, namentlich aber die Seeschlangen an deren Stelle. Es hatte mithin schon das früheste Alterthum seine fabelhaften Thiere, seine Drachen und Greife mit ungeheuren Flügeln, mit schuppigen Leibern und feurigen Augen; besonders aber waren es schon da- mals die ungemessenen Abgründe des Oceans, welche man mit allerlei geheimnißvollen Geschöpfen bevölkerte. „Dort unten aber ist's fürchterlich!“ Das Meer hat theilweise seine noch unerforschten Geheimnisse und in ihm ist Vieles verborgen; es ist einem großen Buche zu vergleichen, in welchem jede Woge ein bewegliches Blatt ist. Dieses un- geheure Meer hat in all den verschiedenen Bildungszepephen der Erde den bedeutendsten Einfluß, und die eingreifendste Wirkung gehabt, und in seinem Schoße liegen die tiefen- gebirge der vorhistorischen Geschöpfe verborgen. War es also ein Wunder, daß man jene Ungeheuer in dieses Gebiet versetzte?

Schon nach dem Zeugniß der heiligen Schrift wimmelt das Meer von fürchterlichen Ungeheuern, der Leviathan und Behemoth hanten hier, und die lieblichere griechisch-

